

Im Kopf kann man überallhin reisen

Statt Koffer zu packen, hängen wir in diesen Tagen zu Hause herum. Doch die Welt lässt sich wunderbar auch zwischen Buchdeckeln erkunden. Eine persönliche Auswahl an Reisebüchern.

Laufen tröstet – vor allem in Begleitung einer Eselin

Michael Schilliger · Als Robert Louis Stevenson noch nicht der berühmte Schriftsteller war, zu dem er dank Büchern wie der «Schatzinsel» oder «Der seltsame Fall des Dr. Jekyll und Mr. Hyde» werden sollte, geschah ihm etwas, das vielen jungen Menschen geschieht: Ihm wurde das Herz gebrochen. Und Stevenson tat, was man in solchen Situationen tun kann: Er versuchte den Schmerz wegzulaufen und schrieb darüber ein Buch. Zum Glück.

In «Reise mit dem Esel durch die Cévennen» durchquert der 28-jährige Brite 1879 in knapp zwei Wochen das karstige Hochland im französischen Süden. Zu Fuss. Er hangelt sich nicht von Gasthaus zu Gasthaus, sondern schläft oft unter dem freien Himmel. Ein richtiges Zelt ist ihm «zu auffällig». Stevenson bevorzugt einen guten Schlafsack. Und da man 1879 Schlafsäcke nicht einfach so kaufen kann, lässt er sich einen solchen nähen. Dabei entsteht etwas, das Stevenson liebevoll «den Sack» nennt, wobei aber auch seine ausführliche Beschreibung nicht wirklich erklärt, was «der Sack» genau ist: ein Mantel am Tag, eine «Wurst» zum Reinschlüpfen in der Nacht. Es muss so gross gewesen sein, dass sich der «Sack» gar in eine Art Zelt verwandeln liess. Ich denke, Stevenson sollte als Erfinder des Bivaksackes anerkannt werden. Jedenfalls ist sein Gepäck zu schwer, als dass er es tragen könnte. Und so entscheidet sich Stevenson, absolut logisch, für die vernünftigste Transportmethode: den Esel. Erst dank der Eselin Modestine wird der dünne Reisebericht zum idealen Buch für die Quarantäne. Modestine ist langsam und störrisch, so wie ein Esel nun mal ist. Stevenson verzweifelt darob, rettet sich aber mit trockener Selbstironie. Diese ist es schliesslich, die uns in Zeiten wie heute unsere eigene Orientierungslosigkeit zu akzeptieren hilft.

Wegen Modestine fliesst die Reise zäh, so wie die Zeit in der Quarantäne. Stevenson war dem Tier ausgeliefert, wie wir es dem Virus sind. Die «Reise mit dem Esel durch die Cévennen» ist aber tatsächlich ein visionäres Buch. Stevenson war nicht der erste Reise-schriftsteller, aber er war einer der ersten, die, anders als Herodot oder Marco Polo, den Zweck des Reisens nicht im Entdecken sahen, sondern in sich selbst. Reisen um des Reisens willen. Nie konnten wir diese Sehnsucht besser nachvollziehen als heute.

Robert Louis Stevenson: Reise mit dem Esel durch die Cévennen. Editions La Colombe, Moers 1997. 144 S., Fr. 17.90.

Einmal Rom sehen. Zuerst in Bildern

Birgit Schmid · Es war ein Gutschein zum Geburtstag, über 300 Seiten dick und zwei Kilo schwer: ein Bildband mit Fotos in Schwarz-Weiss, die Goethes Reise durch Italien abbildeten. Im hinteren Teil des Buches das Italien-Tagebuch des Dichters – es gab dem Fotografen Helmut Schlaiss das Reiseprogramm vor. Goethe «stahl» sich am 3. September 1786 morgens um drei aus Karlsbad und trat 654 Tage später in Messina die Heimreise an. Ich hingegen erhielt ein verlängertes Wochenende, der Vorschlag war: in Rom.

Das Wochenende sollte Ende März stattfinden, doch dann kam es bekanntlich anders. Es mutet plötzlich seltsam an, was ich im Vorwort des Fotografen las: «Wie der Dichter wollte ich in Italien meine Kunst und meine innere Ruhe wiederfinden. Der umtriebige Alltag, die schnelle und lautstarke Welt lähmen damals wie heute die künstlerische Konzentration.» Jetzt, da die Tage entschleunigt sind, der Stillstand da ist, eignet sich sein Buch zur geistigen Reise.

Einmal Rom sehen und dann weiterleben wie bisher, so wäre es wohl gekommen. Unter normalen Umständen hätte mich Schlaiss' Aufruf zum besinnlichen Erleben des «Sehnsuchtslandes» skeptisch gemacht. Denn kann man Italien wirklich noch so nennen? Doch nun sehne ich mich nach Rom, das der Fotograf in ruhigen Bildern präsentiert.

Man sieht ihnen die Stunden an, die er für jedes einzelne aufgewendet hat: zum Beispiel für eine menschenleere Via Appia im Mondschein – auf der sich heute Roms Strassenstrich befindet.

Man begegnet hier dem alten Rom, wie es Goethe überwältigt hat. Er habe nie stärker empfunden als hier, «was eigentlich ein Mensch sei», schrieb der Dichter. Er sei «eigentlich nachher nie wieder froh geworden». So begehe ich den Petersplatz im Sessel, bestaune die Sixtinische Kapelle ohne Touristengedränge und folge dem Dichter bis zur Stelle, an der er notiert: «Ich tue nur die Augen auf und seh' und geh' und komme wieder, denn man kann sich nur in Rom auf Rom vorbereiten.»

Aber man kann sich vorher einstimmen.

Johann Wolfgang von Goethe: Italienische Reise. Ein fotografisches Abenteuer von Helmut Schlaiss. Mit einem Nachwort von Denis Scheck. Manesse, München 2019. 336 S., Fr. 69.90.

Mit Marco Polo durch Asien reisen ist, wie auf dem Rücken eines Leoparden zu reiten

Thomas Ribi · Drei Tage lang muss man reiten, um von Ciagannor nach Ciandu zu kommen. Man reist durch ein liebliches Tal, aus den Büschen fliegen immer wieder Rebhühner auf, und am Himmel kreisen Kraniche mit goldschimmernden Flügeln. In Ciandu, in der Inneren Mongolei, steht man plötzlich vor einem Palast aus glänzendem Marmor, der Sommerresidenz von Kublai Khan, dem König, der alle anderen Herrscher des Erdkreises an Macht und Glanz weit überragt.

Es ist ein Palast, wie es keinen zweiten gibt: Die Fassaden sind prächtig geschmückt, Säle und Zimmer vergoldet, alles ist umgeben von einem Garten mit Wiesen und Bächen. Da ziehen Hirsche und Rehe umher, in grossen Käfigen tummeln sich Falken, und ab und zu reitet der König auf dem Rücken eines Leoparden durch den Park.

Zugegeben, «Il Milione», Marco Polos Bericht über die Reisen, die ihn am Ende des 13. Jahrhunderts an den Hof des Grosskhans führten, liest sich zwischenhinein wie ein Märchenbuch. Ob wirklich alles, was da erzählt wird, auf eigener Anschauung beruht? Wer wollte das entscheiden. Dass Polo Persien, Pamir, die Seidenstrasse, China, Südostasien, Ceylon und Indien bereist hat und im Auftrag von Kublai Khan unterwegs war, steht fest. Und wer wollte ihm verargen, dass sich all das Wunderbare, was er sah, in der Erinnerung da und dort mit dem vermischt hat, was man ihm erzählt hat?

Um 1298 ist «Il Milione» entstanden – und vielleicht eines der schönsten Reisebücher. Ein Buch, dem man sich gern überlässt, auch wenn man weiss, dass längst nicht alles stimmt, was über Fabelwesen und Monster erzählt wird. Manchmal fühlt man sich beim Lesen wie auf dem Rücken eines Leoparden. Aber da spricht einer, der mit offenem Blick durch die Welt geht. Mit Interesse für alles, was er nicht kennt. Und mit Respekt für das Fremde, auch wenn er es beim besten Willen nicht verstehen kann.

Marco Polo: Die Wunder der Welt. Die Reise nach China an den Hof des Kublai Khan. Aus altfranzösischen und lateinischen Quellen übersetzt von Elise Guignard. Insel-Verlag, Frankfurt am Main 2003. 435 S., Fr. 17.90.

Der ungarische Graf, der tief in der Wüste Schwimmer fand

Susanna Müller · Träumen darf man, erst recht in diesen Tagen. Etwa davon, mit dem 4x4 von Kairo aus südwestlich zu fahren, durch die Sahara, tagelang. Man überquert hohe Dünenzüge und weite Flächen, bis man im Grenzgebiet Ägypten – Sudan – Libyen das Felsenriff des Gilf Kebir erreicht. Und dort, in ockerigem Rot an Felswände gemalt: Jäger mit Pfeil und Bogen, Frauen, Vieh, Giraffen – und Figuren, die ihre Arme ausstrecken, als würden sie schwimmen. Diese «Schwimmer» hat der ungarische



Verurteilt zu Stillstand und Einsamkeit, lassen wir

Abenteurer Ladislaus E. Almasy 1933 entdeckt. Damals war es ein aufregendes Wagnis, überhaupt so weit ins Nichts vorzudringen.

Trotzdem wäre Almasy wohl längst vergessen, hätte es in den 1990er Jahren nicht den Roman «Der englische Patient» von Michael Ondaatje und den gleichnamigen Oscar-gekrönten Hollywoodfilm gegeben. Darin erzählt der verunfallte ungarische Aristokrat und Wüstenforscher (Ralph Fiennes) einer Krankenschwester (Juliette Binoche) seine romantisch-tragische Liebesgeschichte. In Realität soll Almasy längst nicht so attraktiv ausgesehen haben wie Ralph Fiennes, und es heisst, dass er als Spion für die Nazis gearbeitet habe.

Abu Ramla (Vater des Sands), wie Almasy von den Beduinen genannt wurde, kannte sich in der Sahara bestens aus. Von seinem Arbeitgeber, den österreichischen Steyr-Automobilwerken, war er nach Ägypten geschickt worden, um dort neue Märkte zu erschliessen. Doch ihn interessierte vor allem das riesige Wüstengebiet westlich des Nils, das er zu erforschen begann. Dabei liess ihn auch die Suche nach der geheimnisumwitterten Oase Zarzura nicht los. Sie brachte ihn schliesslich ins Wadi Sora, das Tal der Bilder, wo er Hunderte von prähistorischen Felszeichnungen vorfand, darunter die «Schwimmer».

Mit eigenen Augen kann man diese «Schwimmer» leider nicht mehr sehen, grosse Teile der Libyschen Wüste sind seit mehreren Jahren für Touristen gesperrt. Schmuggler, Banden und IS-Anhänger machen die Gegend unsicher.



Uns von Büchern in die Ferne tragen.

KARIN HÖFER / NZZ

Aber Almsy hat seine Abenteuer zum Glück aufgeschrieben; sein Buch ist 1934 erstmals auf Ungarisch erschienen. Worauf also warten? Einsteigen und mitreisen!

Ladislav E. Almsy: Schwimmer in der Wüste. Auf der Suche nach der Oase Zarzura. Haymon-Verlag, Innsbruck 2012. 384 S., Fr. 19.90.

Von draussen träumen, in sich horchen

Tobias Sedlmaier · Das Haus, in dem ich lebe, ist zum Aquarium geworden. Die von Holzsprossen durchkreuzten, fleckigen Fenster sind Bullaugen, aus denen ich gelegentlich einen Blick auf die Welt werfe. Draussen zieht der umliegende Alltag träge vorüber. Wie der Nachbar links die Hecke stutzt, auf der anderen Seite zwei Kinder mit dem Gartenschlauch spielen, dabei stets fröhlich dieselben Worte krähen. Alles passiert langsamer als gewöhnlich, aber womöglich ist das Einbildung. Ich fühle mich so, wie sich wohl derzeit alle, die das Privileg einer Isolation im eigenen Heim geniessen können, fühlen: gestrandet, ohne unmittelbare Gefahr. Vielleicht spürt man das Verbindende nie stärker als in der Einsamkeit. So stürze ich mich auf einen anderen Gestrandeten, den Schweizer Nicolas Bouvier, der 1955 nach einer Fahrt mit dem Fiat Topolino durch den asiatischen Kontinent nach Ceylon, dem heutigen Sri Lanka, gelangte. Vom Fieber geschwächt und unruhig, doch mit

geschärftem Sinn für seine Umgebung protokolliert Bouvier in verdichteten, fast surrealen Miniaturen seine Robinsonaden. «Sich in einem Zimmer einzurichten, für eine Woche, einen Monat, ein Jahr, ist eine rituelle Handlung», schreibt er in der Schwärze seiner Kammer. Bouvier beginnt eine Reise zu sich selbst, eine «Inventur der Welt», einen rauschhaften Reigen aus Farben, Dämonen und Insekten. Der sumpfigen Trägheit der Insel setzt er seine knappe und doch eindrückliche Sprachgewalt entgegen, wenn das Meer «wie eine Kerze erlischt» und die Sonne als «Kanonenkugel» in einen «rauchigen Himmel» emporsteigt. Ich erinnere mich an Aufzeichnungen, die ich selbst einmal geführt habe, in tropischen Graden, an exotischen Orten, in Chirca, Bolivien, oder Kampala, Uganda. Es wäre mir jetzt fast peinlich, könnte ich sie Bouviers assoziativer Dichte gegenüberstellen; zum Glück lagern sie rund 400 Kilometer von hier entfernt. Wann ich wieder reisen kann, reisen werde, weiss ich noch nicht. 1955 war die Welt ein unendlicher Gigant. Heute scheint sie jeden Tag zu schrumpfen.

Nicolas Bouvier: Der Skorpionfisch. Lenos-Verlag, Basel 2012. 232 S., Fr. 35.90.

Auf Burma hat sich Orwell als Schriftsteller erfunden

Martin Beglinger · Wer nach Burma will, der findet problemlos ein Dutzend aktuelle Reiseführer über das «Land der tau-

send Pagoden». Oder er liest George Orwell, um mehr über dieses Land zu erfahren. Eric Arthur Blair, wie er damals noch hiess, war zarte 19 Jahre alt, als er 1922 in die koloniale Polizeischule von Burma eintrat. Fünf Jahre lang diente er daraufhin als Offizier in der Indian Imperial Police, ehe er die Nase voll von seinem Job hatte und sich radikal neu erfand: als Schriftsteller. 1934 legte Orwell seinen ersten Roman vor, «Tage in Burma», eine scharfe Abrechnung mit dem britischen Kolonialismus. «Das Empire ist eine Gewaltherrschaft. Eine wohlwollende, zweifellos, aber trotzdem eine Gewaltherrschaft mit Diebstahl als Endzweck», lässt er seine Hauptfigur Flory sagen, einen einsamen englischen Holzhändler, der sich am Ende der Geschichte in den Kopf schiesst.

Unter Burmesen geht das Bonmot, Orwell habe nicht nur ein Buch über ihr Land geschrieben, sondern gleich drei, nämlich auch noch «Animal Farm» und «1984». Mit burmesischen Augen lasse sich Orwells Werk sehr wohl als Trilogie über die eigene dunkle Landesgeschichte lesen, schreibt Emma Larkin in ihrem Buch «Finding George Orwell in Burma». «Tage in Burma» umfasst die Kolonialherrschaft; «Animal Farm», eigentlich eine Dystopie über die Sowjetunion unter Stalin, passt ebenso gut zu den burmesischen Generälen, die dieses zauberhafte Land in ein Gefängnis und Armenhaus verwandelt haben; und schliesslich «1984», das sich wie eine Beschreibung des burmesischen «Staatsrates für Frieden und Entwicklung» liest, der jahrzehntlang die Köpfe sei-

ner Untertanen kontrollierte und bei der TV-Übertragung von Fussballspielen sogar den Ton zensurierte, um die Verbreitung spontaner Protestrufe aus dem Publikum zu verhindern. Selbstverständlich war Orwell in den Jahren der Diktatur verboten. Heute sind billige Raubkopien von Burmas heimlichem Nationaldichter auf jedem Markt und in allen möglichen Sprachen zu kaufen.

George Orwell: Tage in Burma. Diogenes-Verlag, Zürich 2000. 336 S., Fr. 17.–.

Vom Mut, sich auf eines der letzten Mysterien Asiens einzulassen

Ion Karagounis · Ein chinesischer Wahrsager hatte ihm prophezeit, dass er bei einem Flugzeugabsturz ums Leben kommen werde. Deshalb reiste der «Spiegel»-Asienkorrespondent Tiziano Terziani 1993 ein Jahr lang durch Asien, ohne je in ein Flugzeug zu steigen, nur mit Bahn, Bus und zu Fuss. Er reiste ohne Zeitdruck, kam aber überall rechtzeitig an.

Das daraus entstandene Buch «Fliegen ohne Flügel» ist dreierlei: ein Lob des langsamen Reisens, eine Abrechnung mit der rasanten Entwicklung Asiens – insbesondere Chinas – und eine Hommage an die Mysterien Asiens. Was Terziani in China vorfand, beklagte er bitter: «China hatte aufgehört, chinesische Lösungen für seine Probleme zu suchen, und wurde allmählich zu einem Land wie alle anderen: beherrscht vom

Wettlauf zur Modernisierung und Verwestlichung, ohne weitere Ideologie als die des Geldes und der Rasse.» Terzianis Kritik fand ich weitgehend bestätigt, später, bei meinen eigenen Reisen nach Asien. Und doch möchte ich in der Hauptsache widersprechen: In ihrem Denken, so scheint mir, blieben und bleiben die Asiaten anders und für Westler oft schwer zugänglich. Heute, wo China mehr denn je seinen eigenen Weg geht und daran ist, zur Weltmacht Nummer eins zu werden, zeigt sich das klarer als noch vor 25 Jahren.

Wo immer Terziani haltmachte, besuchte er einen Schamanen, eine Hellseherin oder einen Magier. Zog Karten, liess sich die Ellbogenlänge messen, die Wangenknochen abtasten oder aus den Fusssohlen lesen. Er vernahm Richtiges und Falsches aus seiner Vergangenheit und erfuhr Vages und Konkretes zu seiner Zukunft. Dabei lernte er viel über die Spiritualität der Asiaten und ihre Art, das Leben zu erklären, wo Rationalität nicht mehr ausreicht.

Wie oft schon stand ich vor einem dieser unscheinbaren Hintereingänge, vor Tischchen am Strassenrand mit Karten und Räucherstäbchen, in Bangkok, Hongkong, Schanghai. Ganz der westliche Rationalist, trat ich nie ein. Nie fand ich den Mut, mich auf eines der letzten Mysterien Asiens einzulassen. «Fliegen ohne Flügel» gibt mir eine Ahnung davon, was ich verpasst habe.

Tiziano Terziani: Fliegen ohne Flügel. Eine Reise zu Asiens Mysterien. Goldmann, 1998. 478 S., Fr. 15.90.